

7. Wege in eine sorgende Zukunft – Trans_formation durch Care

In diesem Kapitel geht es um in die Zukunft gerichtete Care-Entwürfe, um die Auseinandersetzung mit Zukunft und Utopien, die trans und nicht-binäre Aktivist_innen anstoßen. Wie wird Zukunft imaginiert und hergestellt? Welche Zukünfte entwerfen trans und nicht-binäre Aktivist_innen, und welche Rolle spielen Sorge-Praktiken darin?

Dieses Kapitel schließt an Debatten um queere/trans Zeitlichkeit und um eine Anthropologie des Zukünftigen an. Die Ansätze der *Anthropology of the Future* und der *Anticipatory Anthropology* gehen davon aus, dass temporale Realitäten kontinuierlich kollektiv hergestellt werden (Chakkalakal 2018: 9). Silvy Chakkalakal erläutert, dass die Zukunft eine Gleichzeitigkeit von Möglichkeiten bereithält, Machtverhältnisse diese jedoch einschränken (ebd.: 13).

Eine Vielzahl trans- und queertheoretischer Ansätze setzen sich kritisch mit Zeitlichkeit auseinander (Amin 2014). Jack Halberstam (2005) entwickelt den Begriff *Queer Time* und argumentiert, dass queere Personen an heteronormativen Konzeptionen von Lebensläufen, Lebensentwürfen und Zeitlichkeit scheitern und eigene emanzipatorische Zeitlichkeiten entwickeln.¹ *Straight Time* gründe auf heteronormativen Vorgaben, was Zukunftsentwürfe und Reproduktion angehe (Boellstorff 2007), *Queer Time* eröffne alternative Formen des Lebens und In-der-Welt-Seins (Halberstam 2005).² Neben der Kritik an normativen Vorstellungen von Zeit widmen sich queere und trans Zugänge zu Zeitlichkeit auch der Frage der Zukünftigkeit und der Utopien. Laut

1 Für Halberstam ist die Erfahrung der AIDS-Krise der 1990er-Jahre, insbesondere die Erfahrung des Sterbengelassenwerdens, zentral für *Queer Time* und ein verändertes Verhältnis zu Zukunft und Zeit (Halberstam 2005).

2 In der Debatte um queere Temporalitäten geht es auch um die Verwobenheit asynchroner Temporalitäten und queerer Praktiken (Freeman 2007).

der Historikerin Hanna Hacker generierten queere Analysen anfangs vor allem Aufrufe wie »No Future!« und den sogenannten Anti-Social Turn (Hacker 2018: 22).³ Der Queertheoretiker José Muñoz plädiert dafür, Utopien stattdessen zu bejahen – allerdings gelte es, sie zu queeren: »Queerness is utopian and there is something queer about the utopian (Muñoz 2009: 26).⁴ Halberstam (2005) argumentiert, dass insbesondere gender-nicht-konforme Personen die Erfahrung machten, aus dem Zeittakt zu geraten und ein Aufbrechen der Grenzen zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu erleben. So enthalte die Vielzahl an Überlebensstrategien, die trans Personen verwendeten, nicht nur solche, die Kohärenz in das eigene Leben brächten, sondern auch solche, die geschlechtliche und zeitliche Diskontinuität erlaubten.

Ich werde in diesem Kapitel argumentieren: Die trans und nicht-binären Aktivist_innen, die ich interviewte, verstehen Care als Haltung, die sich nicht nur auf trans/queere Communitys bezieht, sondern gesamtgesellschaftliche Fragen ins Zentrum stellt. Dabei entwickeln sie neue Rituale, Rhythmen und Formen von Für_Sorge, zum Beispiel Langsamkeit oder Sorge über die eigene Generation hinaus. Zu Beginn (7.1) stelle ich eine_n Interviewpartner_in vor, die_er in ihrer_seiner Arbeit Zukünfte von Care imaginiert, mobilisiert und herstellt. Im Jahr 2022 möchte Jay ein queer/feministisches Retreat-Center für ausgebrannte Aktivist_innen eröffnen; langfristig verfolgt Jay das Ziel, über Fragen von Care andere Formen des gesellschaftlichen Zusammenlebens zu imaginieren. Jay mobilisiert Vergangenes und Zukünftiges, um Sorge-Praktiken zu etablieren. Andere Interviewpartner_innen (7.2) stellen bei ihren Zukunftsentwürfen die Transformation des eigenen Körpers, der sozio-ökonomischen Situation oder der rechtlichen Lage von trans/nicht-binären Personen ins Zentrum. In 7.3 widme ich mich jener dominanten Erzählung in trans Communitys, die nicht-binäre Praktiken in die Zukunft verlagert, während sie trans Selbsthilfe in der Vergangenheit verortet; diese Erzählung werde ich kritisch hinterfragen. Abschließend (7.4) argumentiere ich,

3 Queertheoretiker Lee Edelman argumentiert dafür, »Zukunft« zu verwerfen und sich von heteronormativen Reproduktionsfantasien, die auf die Zukunft gerichtet sind, abzugrenzen – und stattdessen ein zerstörerisches Potenzial zu entwickeln (Edelman 2004).

4 Muñoz argumentiert aus einer Queer of Color Kritik, dass ein Ablehnen der Zukunft keine emanzipatorische Perspektive sei, wenn sie aufgrund struktureller Diskriminierung nicht zugestanden wird (Muñoz 2009).

dass sich Sorgepraktiken des Zukünftigen zwischen der kollektiven Auseinandersetzung mit Visionen, ökonomischen und rechtlichen Fragen sowie Dys-topien bewegen.

7.1 »Es kann auch um mich gehen, während ich andere unterstütze.« Sorgepraktiken des Zukünftigen

Schon vor Beginn meiner Forschung kannte ich Jays Blog *Virtual Retreat Center*, auf dem Jay Texte zum Thema Selbstsorge und Aktivismus teilt. Ich fragte Jay für das Interview an, und wir blieben im Verlauf meiner Forschung im Austausch. Jay hat Europäische Ethnologie und Gender Studies studiert und arbeitet im Bereich Antigewalt und Antidiskriminierung. Seit einigen Jahren bietet Jay Workshops zu Selbstfürsorge und Caring Communitys an. Einige Monate vor dem Interview machte sich Jay selbstständig.

Für das Interview treffen wir uns mittags in einem Neuköllner Café. Das Café ist gut besucht; als ich ankomme, sitzt Jay bereits an einem Tisch und wirkt auf mich offen und ruhig. Zu Beginn des Interviews frage ich, wie Jay zu den Themen Selbstsorge und Fürsorge gekommen sei. Jay erzählt, schon sehr lange in selbstorganisierte Unterstützungsnetzwerke eingebunden zu sein, insbesondere in Freund_innenschaften. Oft gehe es um eine Krise im Leben, etwa in einer Beziehung, oder um Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen. Jay sagt: »Damit habe ich angefangen, und es hat sich immer durchgezogen. Das ist, wo ich herkomme.«

Auf die Idee, ein Retreat-Center aufzubauen, kam Jay durch eine Übung aus einem Selbsthilfebuch. Darin sollte man drei Tätigkeiten aufschreiben, die man als Kind, als Jugendliche_r und als junge_r Erwachsene_r gerne machte, und sich jeweils die Frage stellen: »Hättest du daraus eine Karriere gemacht, was wäre das gewesen?« Bei Jay kam raus, dass Jay ein queer/feministisches Retreat-Center für ausgebrannte Aktivist_innen eröffnet hätte. Jay erzählt: »Das kam von Butzen bauen, Häuser cool einrichten. – Und wenn ich dann ein schönes Haus habe, was kommt da eigentlich rein?« Die Idee ließ Jay nicht mehr los. Das war 2012. Jay gab sich zehn Jahre für die Realisierung dieser Vision: »2022 eröffne ich ein Retreat-Center. Aber wie komme ich da hin?« Erste Schritte waren der Aufbau des virtuellen Blogs sowie Workshops zur Vernetzung. Von Beginn an vertraut Jay darauf, dass jeder Schritt in Richtung Retreat-Center führt. »Ich bin davon überzeugt, das wird es in fünf

Jahren geben. Ich habe keine Ahnung, wie es dazu kommen wird.« Neben der In-fünf-Jahren-Vision hat Jay eine langfristige: »Wahrscheinlich wird es in hundert Jahren eine wertschätzende Community geben. Fragen von ›Wie beziehen wir uns aufeinander?‹ werden anders gestellt und gestaltet werden.« Auch hier weiß Jay nicht, wie sich diese Vision realisieren lässt, ist jedoch überzeugt, dass sich kleine Beiträge dafür im Heute leisten lassen. Jay nimmt erfreut wahr, dass sich insbesondere in Berlin immer mehr Menschen mit Care und Aktivismus beschäftigen.

Bisher ist Jays Retreat-Center noch virtuell: Es gibt den Blog und eine Facebook-Seite. Jay stellt fest, dass »Care aus einer queeren/trans diskriminierungskritischen Perspektive« zugänglicher geworden sei durch Onlineangebote. Für Jay selbst ist die Vernetzung über Facebook wichtig. Virtuelle Räume böten die Chance, »dass Menschen sich vernetzen können, auch wenn sie nicht an einem Ort sind, und vor allem auch für ländliche Strukturen«. Was jedoch fehle, sei ein Raum für Austausch: Jenseits »klassischer Selbsthilfeforen, die ja ein Care-Medium oder auch ein Community-Care-Medium« seien, finde er wenig statt.

Dass sich Jay heute intensiv mit Care beschäftigt, sieht Jay in der eigenen Biographie begründet: »Ich möchte anderen die Unterstützung geben, die ich mir selbst gewünscht hätte, als ich eine Gewalterfahrung gemacht habe.« Jay kann sich nicht vorstellen, auf Dauer in der ersten Reihe zu stehen bei der Antigewaltarbeit. Jay fragte sich also: »Wie kann ich diese Art von Arbeit oder Engagement unterstützen, ohne immer selbst die Unterstützung zu leisten? Mir wurde klar: Ich würde perspektivisch gerne Menschen unterstützen, die andere unterstützen.«

Auch in aktivistische Räume möchte Jay intervenieren. Jay erzählt: »Ich bin linksradikal sozialisiert, war lange in der autonomen Szene. Ich habe gemerkt, das ist eine Form von Aktivismus, die weit weg von mir ist, weil sie nicht caring ist.« Man müsse dort Leistungsansprüchen gerecht werden, für viele Aktionsformen brauche man einen fitten Körper. Zudem stört Jay die Ausrichtung auf Coolness und Performance. Jay fühlt sich in der Antidiskriminierungs- und Antigewaltarbeit wohler: »Das ist für mich näher an Menschen dran.«

Selbstsorge versteht Jay als eng mit Fürsorge verbunden. Nur auf sich schauen und sich aus Aktivismus rausziehen – von dieser Darstellung von Selbstsorge hält Jay nicht viel. Selbstsorge ist für Jay eine Frage der Haltung und eine Praxis, die wenig mit To-do-Listen zu tun hat. Jay ergänzt: »Obwohl es gut ist, Übungen, Techniken und Ansätze zu haben, die das unterstützen.«

Für Jay bedeutet Selbstsorge, sich mit Fragen wie diesen zu beschäftigen: »Wie möchte ich leben? Wie möchte ich arbeiten? Wie möchte ich mich durch die Welt bewegen? Wie möchte ich mich auf andere Menschen beziehen, wie tut mir das gut, und was brauche ich dafür?« Selbstsorge berühre jeden Aspekt des Lebens.

Selbstsorge und Fürsorge haben sich für Jay lange als sich ausschließend, als Entweder-oder angefühlt: »Entweder ich unterstütze andere und stelle mich selbst zurück – oder es geht um mich, dann fordere ich Unterstützung ein oder versorge mich selbst. Es hat lange gebraucht, um dieses Entweder-oder aufzulösen: dass es auch um mich gehen kann, während ich andere unterstütze.« Um diese und weitere Dichotomien zu hinterfragen, sei die Reflexion der eigenen Glaubenssätze wichtig: »Welche Glaubenssätze prägen meine Form von Aktivismus, Engagement oder Arbeit? Was hält mich davon ab, etwas anders zu machen?« Jay versteht die Auseinandersetzung mit Selbstsorge und kollektiver Fürsorge als »eine Form von Widerstandspraxis, ohne dass es gleich öffentlich deutlich wird. Mich mit diesen Fragen zu beschäftigen – wie möchte ich leben, arbeiten, mich auf andere beziehen, mich durch die Welt bewegen? –, das sind aktivistische Fragen.« Elementar ist für Jay, dabei neoliberale normative Ideen von Selbstsorge infrage zu stellen und zu zeigen, dass Selbstsorge auch etwas anderes bedeuten, anders stattfinden kann. Oft bekomme man zu hören: »Geh mal in ein Wellnesshotel, mach einen Yoga-Kurs und iss bio!« Jay erläutert: »Kapitalismus profitiert von Self-Care, was Selbstoptimierung angeht: Ich steh dann wieder fit und leistungsstark dem Arbeitsmarkt zur Verfügung.« Auch Community-Care ist für Jay eine Frage der Haltung, nämlich die Haltung eines »Zusammenhang[s] von Menschen«. Oft blieben Fragen rund um Care – »Wie möchten wir miteinander umgehen? Was ist uns da wichtig?« – in Gruppen unausgesprochen, der Austausch darüber fehle. Jay ergänzt: »Viele Selbstverständlichkeiten sind trotzdem da: ›Wir sind füreinander da, wenn es wem schlecht geht.« Durch eine bewusste Beschäftigung mit Care könne dieser Aspekt gestärkt werden, dann könnten Vereinbarungen und Verabredungen getroffen werden.

Jay setzte sich schon lange intensiv mit zwischenmenschlicher Gewalt in queeren Kontexten und mit verantwortungsvollen Communitys auseinander. Als Jay einige Zeit in den USA lebte, beschäftigte sich Jay viel mit dem Konzept Community-Accountability. In diesem Zusammenhang begegnete Jay zum ersten Mal der Begriff Community – und Jay begann sich zu fragen, was eine Community eigentlich ist und ausmacht. Jay spricht als Aufgabe an,

»Menschen in einer Community dazu zu bringen, sich dafür zu interessieren und aktiv zu sein«.

»Wie möchten wir miteinander umgehen?« – diese Frage ist für Jay zentral. Als Bausteine einer Caring Community nennt Jay, »sich verantwortungsvoll zu verhalten, wertschätzend miteinander umzugehen, diskriminierungssensibel zu sein, eigene Privilegien zu reflektieren, Raum für marginalisierte Perspektiven zu schaffen«. Dazu gehöre auch, sich mit der Frage zu befassen, was unter Solidarität und Kritik verstanden wird, und zu klären: »Was brauchen wir, um im Dialog miteinander bleiben zu können?« Um im eigenen Alltag mehr Community-Care zu etablieren, lud Jay über mehrere Jahre zum Sonntagsdinner und kochte für das eigene Umfeld. Jay wohnt allein und vermisste das gemeinsame Essen in WGs und Hausprojekten: »erzählen, im Kontakt sein – wo alle Themen und Inhalte möglich sind und was kein Politgruppentreffen ist, bei dem klar ist, wozu ich mich austausche.« Durch diese regelmäßigen Sonntagsdinner fühlt sich Jays Umfeld »mehr wie Community an, weil sich alle über die Jahre ein bisschen kennengelernt haben«. Dazu inspiriert haben Jay die regelmäßigen gemeinsamen Abendessen einer Community in der Bay Area in Kalifornien, wo Jay einst wohnte. Mit dieser Community ist Jay heute vor allem über eine Whatsapp-Gruppe verbunden: »Es ist klar, wir beziehen uns aufeinander, wissen voneinander und organisieren viel zusammen.« Als eine gemeinsame Freundin Krebs hatte, waren sie alle da, sprachen sich ab, teilten die Termine untereinander auf. Jay erzählt: »Da ist Verbundenheit entstanden in der Zeit, Gespräche untereinander: ›Wie geht es dir damit, was brauchst du jetzt, nachdem du mit im Krankenhaus warst?‹ Das wird dann von jemandem anderem geleistet, also dieser zweiten, dritten Reihe.« Alle, erinnert sich Jay, hätten beitragen können, was sie konnten und gerne machten: »Wer kocht gerne, und wer macht gerne den Papierkram? Wer ist wie nah an der Person dran, und was ist dann möglich? Was kann ich machen, wenn ich die Person nicht so gut kenne? «

Jay verortet sich als genderqueer. Bei der Bildungsarbeit versucht Jay, Methoden für trans/queere Lebensentwürfe zu finden. Von Bedeutung seien neben der Diversität von Körpern auch Fragen rund um Familienentwürfe. Jay erzählt: »Für mich als genderqueere Person stellt sich die Frage: Wie kann ich meine Herkunftsfamilie mitdenken? Gehe ich davon aus, dass meine Herkunftsfamilie, wenn mir was zustößt, automatisch für mich da ist, dass Sachen aufgefangen werden?« Die Herkunftsfamilie funktioniere nicht automatisch als sorgende Gemeinschaft oder als Ort, an dem Care

stattfinde. Zudem hätten viele queere und trans Personen keine eigenen Kinder, Pflege müsse also anders organisiert werden.

Care-Aktivismus reicht in Jays Verständnis über die eigene Lebenszeit hinaus. Diesbezüglich ist Jay inspiriert von der Gruppe *Generation 5*, die dafür kämpfe, dass es in fünf Generationen keine sexualisierte Gewalt gegen Kinder mehr geben wird. »Das hat mich anfangs durcheinandergebracht, dass es Ziele geben kann, die über die eigene Generation hinausgehen«, erinnert sich Jay. Angeschlossen hätten sich einige Fragen: »Welche Vision habe ich eigentlich? [...] Was davon lebe ich heute schon? – Und dann zu merken, dass ich mir natürlich eine Caring Community in der utopischen Gesellschaft wünsche. Was heißt das eigentlich, und welche positiven Formulierungen finde ich dafür? Und warum mache ich das jetzt gerade nicht? Wie kann ich das stärker leben? Welche Veränderungen entstehen, wenn ich nicht nur ankämpfe gegen das, wogegen ich bin, sondern auch stärker praktiziere, wofür ich bin?«

»Wie stelle ich mir Gesellschaft in hundert Jahren vor?« Bei dieser Visionenübung in Jays Workshops geht es Jay auch um die Frage »Wer kommt da drin vor und wer nicht?« Diese Frage beschäftigt Jay: »Community-Care birgt immer dieselbe Gefahr wie in Finanz-Coops – die laufen gut, wenn viele Menschen beteiligt sind, die Geld reinbringen. Bei Community-Care gibt es eine ähnliche Gefahr: dass sich Menschen finden, die alle gut in der Lage sind, für andere zu sorgen, die die entsprechenden Kompetenzen und emotionalen Fähigkeiten haben – und dass da Menschen rausfallen. Ich kann mit meinem Umfeld anfangen: Wer kommt gar nicht in meinem Umfeld vor? Wer hat keinen Zugang zu einer aktivistisch organisierten Community-Care?«

Eine weitere Herausforderung besteht laut Jay darin, »wirklich auf eine radikale Art und Weise fundamental zu gucken, wie machen wir Dinge tatsächlich anders«. Es sei leichter, »auf das zurückzugreifen, was die Gesellschaft dafür anbietet: doch das Geld zu finden, um eine Zusatzaltersvorsorge oder eine Krankenversicherung abzuschließen, mit der ich zu Heilpraktiker_innen gehen kann; oder mir selbst etwas zu gönnen, um mir das Gefühl zu geben, mich zu belohnen«. Die Hürde für eine andere Care bestehe darin, »wie schwierig es uns in dieser Gesellschaft gemacht wird, es anders zu machen«. Dies hänge auch von Privilegien ab, also davon, ob ich Ressourcen nutzen könne, die vom Staat oder der Herkunftsfamilie bereitgestellt würden. Um andere Care-Modelle zu entwickeln, müsse man sich mit existenziellen Fragen beschäftigen; stattdessen, so Jay, »reproduzieren

wir, was in der Gesellschaft vorgelebt wird: Im Zweifelsfall kümmere ich mich doch um mich selbst oder versuche, mich zu optimieren, um noch besser zu werden. Oder, genderspezifisch: Ich darf mich nicht so sehr um mich kümmern, ich muss mich vor allem um andere kümmern.«

Ein weiteres Problem sieht Jay in der kulturellen Aneignung von Care-Praktiken durch *weiße* Personen: »Wo kommen Self-Care-Techniken her? Welche Widerstandspraktiken sind damit verbunden?« Die Aneignung von Selbstsorgepraktiken äußere sich ganz unterschiedlich, zum Beispiel: »Ich kriege Gespräche über Yogakurse mit, in denen positiv betont wird, dass es wenig um spirituelle Aspekte geht. Meistens werden diese Kurse von *weißen* Personen geleitet.« Es gelte, so betont Jay, sich mit den Geschichten der Praktiken, zum Beispiel Yoga, zu beschäftigen: »Von wem wurde es geprägt? Wie sind die Ansätze durch die Welt gereist? Wo wurde es geklaut und wo weitergegeben?« Jay nimmt »eine Shoppinghaltung [wahr] [...]: Ich kann in alles reinschnuppern und mich mit allem beschäftigen. [...] Dass jeder Ansatz eine Geschichte hat und aus einem bestimmten Kontext kommt – wird das verstanden?« Jay kritisiert die Haltung »Ich kann alles konsumieren und bastele es mir zusammen, wie ich es gerne hätte«. Als Alternative schlägt Jay vor, auf »Spurensuche zu gehen, noch mal genauer hinzugucken«: »Welche anti-klassistischen Praktiken gab es in meiner Herkunftsfamilie immer schon? Was ist ein Wissen von Frauen, das weitergegeben wurde, das nicht normativ war oder das als Widerstandspraxis gedacht war?« Jay selbst sei mit der eigenen Großmutter zum Thema Kräutersammeln ins Gespräch gekommen – eine für sie wichtige Praxis.

Als ich nach den Auswirkungen von Professionalisierung frage, antwortet Jay, selbst zu den »Professionalisierten« zu gehören. Das langfristige Ziel sei allerdings, sich selbst überflüssig zu machen: »Es kann nicht das Ziel sein, dass ich Umstände kreiere, in denen es notwendig ist, dass ich was zu Selbstsorge oder Community-Care vermittele oder anbiete.« Jays Ziel ist: »Communitys, Gruppen oder Einzelpersonen darin zu unterstützen, selbst was aufzubauen. Ich begleite einen Prozess, in dem sie sich mit Themen auseinandersetzen, sich Fragen stellen und Vereinbarungen treffen.«

Jay, inzwischen selbstständig, verdient mit dem Thema Community-Care Geld. Folglich stellten sich Fragen der Finanzierung: »Wenn ich einen Wochenendworkshop anbiete, wie viel darf der kosten, sodass möglichst viele daran teilnehmen können? Wie viel brauche ich, um mich finanzieren zu können?« Zwar gebe es grundsätzlich staatliche Fördermöglichkeiten, aber sie seien kaum zugänglich, da »das Thema Self-Care oder Community-Care

im Aktivismus nicht so trendy ist, dass viele Stiftungen sagen würden: »Oh, das wollen wir viel fördern!« Professionalisierung, sagt Jay, führe zu Hierarchien. So richteten in den Workshops alle den Blick auf Jay, es sei schwierig, Austausch zu organisieren. Deswegen findet Jay Räume wichtig, »die nicht mit so viel »Professionalität« aufgeladen sind«.

Auf meine Frage nach etwaigen Gegner_innen antwortet Jay lachend: »Wer könnte etwas dagegen haben – gegen Selbstsorge? Aber vielleicht findet dadurch viel Veränderung statt – was aber nicht mitzukriegen ist –, und plötzlich ist eine kritische Masse erreicht.« Wir beenden das Gespräch herzlich, und noch Tage später gehen mir neue Ideen und Fragen im Kopf herum.⁵

Das Thema Care ist ein Lebensthema von Jay: Es begleitet Jay das ganze bisherige Leben hindurch, und es weist in die Zukunft; es zieht sich durch Jays Biographie und ist sowohl in Jays freiberuflicher Tätigkeit als auch in Jays Freund_innenschaften von höchster Relevanz. Jay beschreibt sich als in der Vergangenheit in selbstorganisierten Räumen verortet, sieht sich in der Gegenwart eher in der professionellen Sorgearbeit – und hofft, sich in der Zukunft als Sorgearbeiter_in überflüssig machen zu können. Jay hebt hervor, dass Erfahrungen mit Fürsorge in selbstorganisierten Räumen die Grundlage der eigenen freiberuflichen Selbstständigkeit bildeten. Wie auch mehrere andere Interviewpartner_innen kann Jay das Wissen und die Praktiken, die sich Jay in ehrenamtlichen Kontexten angeeignet hat, freiberuflich umsetzen.⁶

In Jays Sorgearbeit spielen Vorstellungen des Zukünftigen eine große Rolle. In Workshops und Supervisionen stößt Jay kollektive Auseinandersetzungen mit Zukünften an und arbeitet mit Visionenübungen, individuellen und kollektiven. Die Umsetzung einer Vision versteht Jay als einen langsamen Prozess, der Zeit brauche. Veränderungen seien nicht zwingend von außen erkennbar. Jay mobilisiert Zukunftsvisionen, um bereits im Hier und Jetzt Veränderungen im Miteinander – im Sinne von: mehr Care – anzustoßen. Zudem verfolgt Jay eine eigene Vision: die eines Retreat-Centers. Vor fünf Jahren startete Jay online, 2022 soll es eröffnen. Virtuelle Praktiken helfen Jay, diesen zukünftigen Care-Ort in die materielle Welt zu übersetzen. Jay entwickelt Visionen,

5 Das Interview führte ich im November 2017.

6 Zu queerem Selbstunternehmer_innentum vergleiche Kapitel 4, »Zwischen selbstsorgender Fürsorge und Selbstunternehmer_innentum«.

um etwas, das noch nicht da ist, zu sehen, und hat das Vertrauen, dass diese Vision Wirklichkeit werden wird. Auch dafür, für sich selbst, nutzte Jay eine Visionenübung: um die eigene berufliche Zukunft zu imaginieren und zu klären, wie Jay die eigenen Fähigkeiten und Wünsche nutzen kann, um ein Projekt zu entwickeln und zu verwirklichen. Interessant ist, dass Jays Vision, ein Retreat-Center für ausgebrannte Aktivist_innen, nicht vorbeugend wirken wird, sondern eher eine Form der Heilung verspricht.

Jay entwickelt das Bild mehrerer Reihen an Sorgearbeiter_innen, um damit unsichtbare Formen von Care und Aktivismus sichtbar zu machen. Demnach sind Care-Aktivist_innen der ersten Reihe – zum Beispiel nahe Unterstützer_innen, Sozialarbeiter_innen oder Pfleger_innen – unmittelbar involviert, sie stehen mit der zu unterstützenden Person in Kontakt; sie können sich umdrehen, um sich von der zweiten Reihe Care-Aktivist_innen unterstützen zu lassen. Jay sieht sich selbst nach vielen Jahren in der ersten, nun in der zweiten Reihe und will sich um jene kümmern, die von der Arbeit in der ersten Reihe erschöpft sind. Das Bild, das Jay anbietet, ist hilfreich; es macht deutlich, dass Care ein Netz oder ein Kreislauf ist und dass auch Sorgearbeiter_innen Fürsorge benötigen. Jay entwickelt darin eine neue Rolle: die der Sorgearbeiter_innen der zweiten und dritten Reihe, die Sorgearbeiter_innen unterstützen. Ich frage mich, ob sich dieses Bild erweitern oder verkomplizieren lässt: Wird die dritte Reihe von einer vierten Reihe unterstützt? Wer entscheidet, wer in der ersten und wer in der zweiten Reihe steht? Sind die Reihen festgelegt oder wird regelmäßig durchgewechselt? Ich vermute, dass der Platz, den die Einzelnen einnehmen, davon abhängt, welche Arbeit sie sich vorstellen und übernehmen können. Hängt er außerdem davon ab, ob ausreichend Personen in der ersten Reihe stehen, um eine zweite aufzumachen? Es ist eine Frage der Aushandlung und der Kommunikation, vermute ich. Jay betont, dass sich die Geben-Nehmen-Dichotomie auflösen lasse, wenn die Sorgenden auf ihre Selbstsorge achteten und ihrerseits umsorgt würden.

Jay grenzt sich von Selbstsorgeaktivitäten ab, in denen es um Konsum geht und die nicht allen Menschen zugänglich sind. Jay geht es darum, Formen von Selbstsorge zu entwickeln, die nicht kommerzialisiert sind. Selbstsorge versteht Jay als eine Frage der Haltung. Eine Haltung zu kultivieren, ist ein langfristiger Prozess. Jay stellt diese langsame Auseinandersetzung mit der eigenen Haltung und die kreative Neuschöpfung eigener Selbstsorgetechniken der To-do-Liste, die sich abhaken lässt, gegenüber. Klar wird: Es braucht Recherche, Kreativität und Geduld, um Sorgepraktiken zu entwickeln. Temporalität taucht hier erneut als Thema auf: bei der Spurensuche in

der Vergangenheit, um Sorge-Praktiken für die Zukunft zu schaffen. Deutlich wird auch die Bedeutung therapeutischer Methoden für diese Form von Care-Aktivismus, beispielsweise die Reflektion von Glaubenssätzen; deren Veränderung steht für Jay in enger Verbindung mit den Möglichkeiten, neue Formen der Selbstsorge zu entwickeln. Für Jay beginnt Care mit der Arbeit an der eigenen Biographie.

Sorgende Netzwerke aufbauen – das ist ein Ziel von Caring Communitys, das Jay beschäftigt. In Jays Vision geht es darum, Care verbindlich jenseits von Liebesbeziehungen und Familienverhältnissen zu organisieren. Insbesondere queere und trans Menschen könnten selten auf Care vonseiten der eigenen Herkunftsfamilie zugreifen; auch Care im Alter müsse anders organisiert werden, da die Pflege durch eigene Kinder nicht die Norm sei. Ein wichtiger Aspekt von Community-Care ist für Jay, dass Austausch stattfindet. Jay ist begeistert von den Wissensnetzwerken, die virtuell entstehen, vermisst aber Räume für Austausch jenseits klassischer Selbsthilfeforen. Es geht Jay also auch um ein konkretes Aushandeln von Sorgebeziehungen und -dynamiken.

Jay liefert eine sehr klare und reflektierte Selbsterzählung. Im Gespräch mit Jay kommen mir meine eigenen Gedanken ungeordnet vor, als würden sie sich überschlagen. Jay spricht langsam und achtsam, in fast druckreifen Sätzen. Ich würde diese Form des Kommunizierens als Doing Achtsamkeit oder als Sprache der Achtsamkeit beschreiben. Die Form des Care- und achtsamen Aktivismus, die Jay organisiert, zeigt sich im Interview. In Jays Arbeit geht es viel um die Verbalisierung von Unausgesprochenem, darum, Sorgebedarfe, -beziehungen und -haltungen zu reflektieren und miteinander zu besprechen. Ich frage mich, wie damit umgegangen werden kann, dass nicht alle Menschen die gleichen Voraussetzungen dafür haben, eigene Wünsche und Erfahrungen in Worte zu fassen.

Jay versucht, die eigene Vision kollektiv umzusetzen, organisiert vieles aber doch allein. Wie entsteht Community für Community-Care? Dies ist ein Hauptaspekt in Jays Arbeit: andere Personen zu mobilisieren, sich für das Thema zu interessieren. Er berührt auch Jays eigene Erfahrung in der freiberuflichen Arbeit: dass man zeitweise allein ist mit den eigenen Visionen. Das Thema selbstorganisierte Fürsorge ist politisch aufgeladen. »Was ich schon immer gemacht habe, wird nun bezahlt« – eine typische Erzählung queerer Selbstunternehmer_innen?⁷

7 Vergleiche Kapitel 4, »Zwischen selbstsorgender Fürsorge und Selbstunternehmer_inntum«.

Jay nutzt Begriffe wie *Caring Communitys* oder *Community Accountability*, um in Workshops Techniken weiterzugeben, mit denen Personen anders über Care nachdenken können. Diese und weitere Konzepte, mit denen Jay arbeitet, stammen aus dem englischen Sprachraum, auch der Begriff *Community*. Begriffe, wie *Caring Communitys* oder *Community Accountability*, werden dynamisch entwickelt, sie transformieren sich laufend. In Jays Erzählung werden transnationale Netzwerke sichtbar; Sorge-Ideen wandern weiter und werden in einem neuen Kontext anders gedacht. Ich frage mich, ob dabei bisweilen neue Begriffe für alte Praktiken verwendet werden. Entwickeln freiberufliche Trainer_innen – ähnlich wie Wissenschaftler_innen – neue Begriffe, um sowohl neue Debatten anzustoßen als auch durch ein Alleinstellungsmerkmal eine Nachfrage nach Workshops zu schaffen?

Jay entwickelt ein professionalisiertes Vokabular zu persönlichen und intimen Themen; hierbei entsteht eine interessante Spannung zwischen Intimität und Professionalität. Dass Jay eine professionalisierte Variante von Sorgearbeit leistet, zeigt sich auch in ihrer äußeren Form: Statt in einer Kneipe wird in einem Seminarraum im Stuhlkreis mit Moderationskarten und Flipchart über Care gesprochen. Jay erscheint als *Expert_in* für Themen, die uns alle etwas angehen. Trainer_innen wie Jay professionalisieren sich, staatliche Förderungen für Jays oder ähnliche Angebote gibt es allerdings kaum. Die Hierarchien, die durch Professionalisierung entstehen, sieht Jay kritisch. Die eigene Rolle versteht Jay als Prozessbegleitung – mit dem Ziel, sich als solche überflüssig zu machen; gleichzeitig muss Jay mit dieser Arbeit Geld verdienen. Hier zeigt sich für mich die Notwendigkeit, in Zukunft andere Care-Modelle zu entwickeln, die eine Alternative zur (prekären) Selbstständigkeit bieten.

Zusammenfassend geht es Jay um Transformation durch Für_Sorge: sowohl um eine Veränderung der eigenen Haltung und Werte als auch um gesamtgesellschaftlichen Wandel. Aktivist_innen in diesem Feld beschäftigen sich mit grundlegenden Fragen zu Arbeit, Beziehungen und Lebensverhältnissen und schaffen Visionen, die langsam die Welt verändern können. Im Sinne des präfigurativen Aktivismus werden diese Visionen bereits im Hier und Jetzt in kleinen *Communitys* aufgebaut und erprobt (Haunss 2011). Als Schlüssel für eine gesamtgesellschaftliche Transformation gelten für Jay die Arbeit am Selbst und die Transformation von Beziehungen und Subjektivitäten. Jay arbeitet mit Visionen von Care, die mehrere Generationen umfassen. Der Dimension Zeit und der Langsamkeit spricht Jay eine bedeutende Rolle zu: Transformation braucht Zeit und Sorge-Netzwerke brauchen Kontinuität.

7.2 Trans und nicht-binäre Zukünfte zwischen ökonomischer, körperlicher und rechtlicher Trans_formation

Im Rahmen dieser Studie kam ich mit trans und nicht-binären Aktivist_innen über Vorstellungen von Zukunft ins Gespräch. Die Zukunftsentwürfe meiner Interviewpartner_innen bewegten sich zwischen positiven körperlichen, ökonomischen und rechtlichen Trans_formationen und dystopischen Entwicklungen. In diesem Unterkapitel möchte ich diese Perspektiven in ihrer Diversität vorstellen und diskutieren.

In den Trans Studies gibt es eine Vielzahl an Auseinandersetzungen mit Zeitlichkeit und Care. Transtheoretiker_in Hil Malatino (2019) setzt sich in dem Essay »Future Fatigue. Trans Intimacies and Trans Presents (or How to Survive the Interregnum)« kritisch mit normativen trans Zukunftsnarrativen auseinander. In hegemonialen Erzählungen zur medizinischen Transition werde eine idealisierte Form der Zukunft versprochen, frei von Leiden und Zweifeln. Diese Erzählungen würden sowohl von Anbieter_innen geschlechtsangleichender Operationen verbreitet als auch von trans Youtuber_innen, die ihre Erfahrungen mit Hormonen und OPs teilten, medizinisches Wissen zugänglich machen und körperliche und emotionale Veränderungen dokumentieren (Malatino 2019: 636).⁸ Hil Malatino schreibt: »The folks composing, editing, and posting the vlogs are engaging in forms of care labor for and on behalf of trans communities, documenting their own experience to educate and potentially mitigate feelings of isolation and anomie.« (Ebd.) Diese Sorgearbeit der trans Youtuber_innen werde häufig von einer spezifischen affirmativen Zukunftsorientierung begleitet. Wie Jordan E. Miller in seiner Studie zur transmännlichen Vlogsphere zeigt, sind deren Narrative häufig von transnormativen Annahmen geprägt, insofern sie ein bestimmtes Bild verbreiteten, wie eine Transition auszusehen habe und wie trans Personen in der Zukunft aussehen würden (Miller 2019).⁹ Dadurch werde die Diversität von trans Personen unsichtbar gemacht, was negative Auswirkungen für

8 Zu beachten ist, dass der Artikel sich auf den US-amerikanischen Kontext bezieht, wo ein Großteil der trans Menschen OPs – die dort sehr viel stärker ökonomisiert sind als im deutschsprachigen Raum – selbst bezahlen müssen.

9 Laura Horak (2014) baut auf die Studie von Tobias Raun auf, schaut sich die Narrative rund um hormonelle Transition genauer an und entwickelt das Konzept der »Hormone Time«.

trans Personen habe, die sich außerhalb der Männlich-weiblich-Binarität verorteten, keine medizinischen Interventionen wünschten oder keinen Zugang dazu hätten (ebd.). Hil Malatino weist darauf hin, dass nur wenige trans Personen die vermittelten Ideale jemals erreichten, und spricht in diesem Zusammenhang von »trans exceptionalism« (Malatino 2019: 642). Vielen trans Personen werde auch langfristig die geschlechtliche Anerkennung verweigert, und/oder sie erreichten keine »erfolgreiche Transition« (ebd.). Malatino plädiert deswegen für Formen von Fürsorge zwischen trans Personen, die es ihnen im gegenwärtigen Moment, im Jetzt, ermöglichten, Selbstliebe und gegenseitige Anerkennung zu kultivieren.

Einigen Interviewpartner_innen fällt es schwer, über die eigene Zukunft nachzudenken. Rahel betont im Interview, dass sie intensiv Selbstsorge praktiziert, um die Tage zu überstehen. Sie erklärt: »Manchmal ist es gerade zu viel im Hier, was schwierig ist. Das verhindert, zu träumen und Utopien zu entwickeln.« Ein Gefühl der Unsicherheit belaste sie: »Wie wird es in fünf Jahren sein oder in einem dreiviertel Jahr?«¹⁰ Eine prekäre Gegenwart erschwert es, Pläne für die Zukunft zu schmieden.¹¹ Rahel bedauert dies, was darauf hindeutet, dass Utopien zu entwickeln von ihr als stärkend empfunden wird.

Auch Nina, die von ökonomischer Unsicherheit und sozialer Isolation betroffen ist, fällt der Blick in die persönliche Zukunft schwer. Auf meine Frage, wo sie sich in zehn Jahren sieht, antwortet sie:

»Ich schau eigentlich nicht so weit. Das Einzige, wenn ich in zehn Jahren schaue – manchmal denk ich daran, wie ich vielleicht in zehn Jahren aussehe. Aber sonst denk ich nicht so weit. [...] Ich kann auch nichts mit Jahren anfangen: wie alt du bist und so. Seit vier Jahren sagt mir das nichts mehr, ich fühle mich nicht so, wie ich die Zahl sehe. Ich bin wahrscheinlich auch noch nicht so alt. Ich bin wahrscheinlich immer noch in der Pubertät, vielleicht hört die auch gar nie auf, keine Ahnung. [lacht] Das Einzige, was du merkst, wenn du älter wirst, ist der Körper, der vielleicht etwas mehr schmerzt. [...] Vielleicht wirst du auch ein bisschen weise im Geist. Sonst werde ich wohl immer dieselbe sein, dasselbe Kind und so. [lacht] [...] In zehn Jahren ... – keine Ahnung. Wäre gut natürlich, wenn ich spätestens in zehn Jahren auf mei-

10 Zu den Care-Perspektiven und -Praktiken von Rahel vergleiche Kapitel 4, »Zwischen selbstsorgender Fürsorge und Selbstunternehmer_innentum«.

11 Eine weitere Verunmöglichung von Zukunftsvisionen kann zudem auch mit dem Fehlen älterer trans Menschen als Vorbilder verbunden sein.

nen eigenen Beinen stehen und mein Leben selbst finanzieren kann. Aber das sollte eigentlich schon vorher geschehen.«

Für Nina, die vor vier Jahren, in ihren Vierzigern, eine Hormontherapie begann, sind Fragen zur Zukunft schwierig zu beantworten. Die Zeitlichkeit scheint sich seitdem verändert zu haben, ihre Erzählung wirkt wie ein Zeitraffer: In einem Satz bringt sie ihre Kindheit, ihre Pubertät und ihr Älterwerden zusammen, alle Lebensphasen verbinden sich miteinander. Es lässt sich hier von Trans Zeitlichkeit sprechen, insofern gängige cis-normative Vorstellungen von Alter nicht greifen (Lau 2016). Nina interessiert sich dafür, wie sie in zehn Jahren aussehen wird. Während des Interviews spricht sie immer wieder an, dass sie das Gefühl habe, nie zu hundert Prozent »eine Frau« zu werden. Auch nach einer geschlechtsangleichenden Operation werde sie dieses Ziel nicht erreichen: »Ich werde nicht an das Ziel kommen, denn ich kann nie eine Frau sein. Ich kann nie ganz eine körperliche Frau sein, ich kann keine Kinder gebären, das wird nie kommen. Ich werde nicht an das Ziel kommen, wie ich mich vielleicht fühle.« Ninas Situation ist eine prekäre: Nach ihrem Coming-out verlor sie aufgrund von trans Feindlichkeit ihre berufliche Anstellung sowie einen Großteil ihrer sozialen Kontakte.¹² Seit vier Jahren bewirbt sie sich erfolglos um Jobs, aktuell versucht sie, sich als Reinigungskraft selbstständig zu machen. Sie erhofft sich, spätestens in zehn Jahren vom Sozialamt unabhängig zu sein. Für Ninas Perspektive scheint mir Hal Malatinos Idee der Zukunfterschöpfung zutreffend: die Erschöpfung transnormativer idealer Zukunftsvorstellungen, die nur wenige trans Personen jemals erreichen können (Malatino 2019).¹³

Auch Sophie beschäftigt die eigene körperliche Transition in den kommenden zehn Jahren. Diese zu feiern, ist für Sophie Selbstsorge:

»Gleichzeitig ist Self-Care auch ... – Es ist peinlich, sich mit 26 darüber zu freuen, dass mir Brüste wachsen; das ist etwas, das man mit 14-jährigen Mädchen gleichsetzt. Das würde ich nicht mit allen cis Freund_innen teilen. Aber im trans Umfeld ist das normal, sich darüber zu freuen, das zu teilen, wenn man möchte.«

12 Vergleiche Kapitel 3, »Da wirst du von mir aber eine ganz andere Geschichte hören.« Trans Prekarität, Klasse und Care«.

13 So scheitert sie in ihrer Erzählung an heteronormativen Zeit- und Zukunftsvorstellungen.

In Sophies Erzählung wird, ähnlich wie bei Nina, eine trans Zeitlichkeit spürbar. So freut sie sich mit 26 über eine körperliche Entwicklung, die in der cis Zeitlichkeit mit Teenagerinnen in Verbindung gebracht wird. Das Zitat zeigt zudem: Care eröffnet Räume für trans Zeitlichkeit.

Mehrere Interviewpartner_innen äußern die Beobachtung, dass für trans Personen trans Care-Räume nach einer körperlichen Transition nicht mehr wichtig seien.¹⁴ Sophie geht hingegen davon aus, dass trans Räume für sie auch in Zukunft eine große Rolle spielen werden: »Ich glaube, es wird auch in zehn Jahren, wenn das Transitionsverfahren hinter mir liegt, eine große Hilfe sein – außer wir erleben eine gesellschaftliche Revolution in den nächsten zehn Jahren, aber das glaube ich nicht.« Allerdings ist sie sich unsicher, ob sie in zehn Jahren noch transpolitisch aktiv sein kann. Es hänge »davon ab, wie lange ich mir Aktivismus noch leisten kann«. Aktuell sei ihre ökonomische Situation prekär; mit einer Dreißig-Stunden-Woche hätte sie mehr Zeit für Aktivismus als heute. Sophie kann sich vorstellen, nach einer grundlegenden Reform des Transsexuellengesetzes (TSG) auszusteigen: »dass ich das Gefühl habe, okay, es gibt in der trans Bewegung nur noch marginal Dinge zu verändern.« Zwar hält sie eine solche Entwicklung für unrealistisch, trotzdem ist sie skeptisch, was ihre eigene Zukunft im trans Aktivismus betrifft. Denn Aktivismus sei »vor allem eine Zeitfrage und wie lange man noch Energie hat«.

Für viele trans Aktivist_innen in der Schweiz und in Deutschland, die ich interviewte, stehen rechtliche Veränderungen in der Zukunft im Mittelpunkt. In Deutschland ist die Reform des Transsexuellengesetzes (TSG) ein zentrales Anliegen sowie die Dritte Option. Zum Zeitpunkt meiner Forschung (2016 bis 2018) erarbeiteten unter anderem trans Aktivist_innen, die ich interviewte, einen Vorschlag für einen neuen Gesetzesentwurf zum TSG und erhofften sich ein reformiertes Gesetz für den nächsten Koalitionsvertrag.¹⁵ Sophie fand es ermächtigend, an einem Gesetz mitzuarbeiten. Dass die TSG-Reform eine breite öffentliche Unterstützung erfahren wird, glaubt sie nicht. Sie betont: »Ich glaube, die Ehe für alle hatte eine hohe gesellschaftliche Unterstützung, eine TSG-Reform findet beim Otto Normalverbraucher nicht unbedingt so eine hohe Zustimmung.« Sie ist schockiert, dass sich das Gesetz so lange

14 Zur Debatte um trans Personen, die trans Räume nach ihrer Transition verlassen, vergleiche Kapitel 6, »Sorgende trans Gemeinschaften aufbauen – von der Isolation zur Kollektivierung von Care«.

15 Auch im Juni 2020 war die Reform noch nicht umgesetzt (Bundesverband Trans* 2020).

halten konnte: »Es ist aus den 80er-Jahren – und wir haben jetzt 2017. Jedes Mal, wenn gegen das TSG vom Bundesverfassungsgericht geklagt wurde, hat die Bewegung gewonnen und der Staat verloren. Ich find krass, dass es immer noch in Kraft ist, wenn auch ziemlich entkräftet.« Insbesondere der Gutachtenzwang gehöre abgeschafft, auch aufgrund der Kosten: »Ja, es gibt Prozesskostenhilfe für Leute, die es sich wirklich nicht leisten können. Aber mit welchem Recht nehmen wir Beträge zwischen 2000 und 5000 Euro von Leuten weg, die es sich gerade so leisten können?« Sophie resümiert: »Rollenbilder ändern sich schneller als Gesetze, und gleichzeitig werde ich die TSG-Reform wahrscheinlich persönlich mehr feiern als die Ehe für alle.«

Sophie sieht die Zukunft als potenziell dystopische:

»Sollte es passieren, dass die AfD in Deutschland an die Macht kommt und mir die politische Situation nicht mehr geheuer ist in Deutschland, gehöre ich eher zu den Leuten, die versuchen werden, nach Kanada oder woandershin auszuwandern, als hier aktiv zu bleiben. [...] Meine eigene Kapazität hat Grenzen und auch das, was ich bereit bin, für die Bewegung zu opfern. Ich bin bereit, viel Zeit und Energie reinzustecken, aber wenn es irgendwann um Eingesperrt-Werden, Tod oder Flucht geht, dann entscheide ich mich eher für Flucht.«

Als weiteren möglichen Grund, dem Aktivismus unter Umständen den Rücken zu kehren, nennt Sophie die eigene Belastungsgrenze:

»Vielleicht überfordert mich die Außenwelt und Gesellschaft, und ich suche meine nette Kommune, in die ich mich zurückziehe. Ich bin psychisch und stresstechnisch anfällig. Ich könnte mir vorstellen, wenn die Gesellschaft nicht so macht, wie ich möchte, irgendwann zu resignieren und mir eine unabhängige Gruppe zu suchen, in der ich relativ geschützt vor der Außenwelt existieren kann, ohne mich angegriffen zu fühlen.«

Auch die trans Organisation *Trans-Hilfe* macht sich über die Zukunft Gedanken, über die von *Trans-Hilfe* und die der trans Menschen in der Schweiz. Oskar erzählt mir, dass sich die *Trans-Hilfe*-Aktiven jährlich zu einem Retreat treffen, in einem am See gelegenen Ferienhaus eines Kollegen, und Zukunftsfragen besprechen: »Wie geht es mit uns weiter in Zukunft – nicht nur, was macht man nächstes Jahr, sondern die nächsten drei Jahre –, wohin will sich der Verein entwickeln?« Alecs, Rechtsberater bei *Trans-Hilfe*, vermutet, dass sich in der Schweiz in den nächsten zehn Jahren transpolitisch viel bewegen wird: »Ich sehe, was sich alles bewegt und wie viele offene Türen wir einren-

nen, wie enorm die Community gewachsen ist und was das für Auswirkungen hat auf trans Personen, auf ihr Wohlbefinden, aber auch auf die ganze Gesellschaft.«¹⁶ Andererseits, überlegt er, sei die Schweiz ein langsames Land.

Die Zukunft vieler selbstorganisierter trans/nicht-binärer/queerer Sorge-Räume ist ungewiss. Das gilt auch für Hanks queeren Barbershop. Zum Zeitpunkt des Interviews erfuhr sie gerade, dass sie den Raum, den sie seit zwei Monaten zum Haareschneiden mietet, noch einige weitere Monate nutzen kann. Auf meine Frage nach ihren Wünschen für das Projekt berichtet Hank:

»Wenn du mich vor zwei Monaten gefragt hättest, hätte ich einfach nur gesagt: Ich will, dass das Projekt wächst und sich etabliert, eine Institution wird, es einen festen Kundenstamm gibt und ich dann idealerweise andere Leute beschäftigen kann, sodass jemand auch trans Frauen übernehmen kann. Mittlerweile weiß ich nicht mehr, ob ich das möchte, ehrlich gesagt. Ich bin selbst am überlegen, was als nächstes passieren soll. Es hat so wahn-sinnig Erfolg, wenn man sich überlegt, dass ich erst vor einem Jahr angefangen habe mit nichts und jetzt zwanzig Schnitte die Woche mache. [...] Das ist schon fast an einem Punkt, wo ich auch davon leben könnte.«

Hanks Barbershop-Projekt ist dynamisch, in kurzer Zeit passierte sehr viel. Hank hat verschiedene Zukunftsvisionen dafür. Sie kann sich einerseits vorstellen, es als Kunstprojekt auszubauen und dafür Fördergelder zu beantragen. Andererseits sieht sie ein Potenzial darin, eine eigene Ökonomie aufzubauen, aus der neue utopische Projekte entstehen können; zudem vermutet sie, dass die Anziehung des Projektes gerade darin liegt, nicht institutionell zu sein. Hier zeigt sich eine der Herausforderungen für queere Selbstunternehmer_innen/Entrepreneurs, die Care-Räume aufbauen: Hank zufolge sind es gerade die unsichere Zukunft und die prekäre Organisation, die manche Kund_innen anziehen; der selbstorganisierte Charakter spreche sie an, vermutlich auch weil sie sich als Teil eines neu entstehenden Projektes fühlen könnten. Die Zukunft des Barbershops bleibt so allerdings prekär. Für Hank ist es nach einem Jahr (Vollzeit-)Arbeit im Barbershop nicht möglich, vom Einkommen zu leben. Die Zukunft des Projekts ist unbestimmt – was Hank nicht nur negativ sieht: Es ermögliche, Neues auszuprobieren und flexibel auf die Nachfrage zu reagieren. Langfristige und sichere Strukturen für Care-Geber_innen wie Hank entstehen so allerdings nicht. Stabilität liefert

16 Zu den Care-Praktiken von *Trans-Hilfe* vergleiche Kapitel 6, »Sorgende trans Gemeinschaften aufbauen – von der Isolation zur Kollektivierung von Care«.

bei *Butch Cut* am ehesten der Raum, der über einen vergleichsweise langen Zeitraum konstant blieb.

Rechtliche, ökonomische, körperliche und aktivistische Vorstellungen und Bedingungen von Zukunft sind für trans und nicht-binäre Aktivist_innen eng verwoben. Für einige steht zum Interviewzeitpunkt die eigene ökonomische Zukunft im Mittelpunkt. Ökonomische Sicherheit bedeutet auch, Ressourcen zu haben, um transaktivistisch aktiv sein und bleiben zu können; eine prekäre Situation erschwert das Entwickeln von Utopien. Urbane Projekte, die trans/nicht-binäre/queere Care anbieten, sind unter Umständen gerade wegen ihres selbstorganisierten Charakters und ihres ständigen Wandels anziehend; eine unsichere Zukunft kann also deren Attraktivität ausmachen – was die Prekarität der Projekte und der Sorgearbeiter_innen auf Dauer stellt.

Einige Interviewpartner_innen beschäftigt vor allem die eigene körperliche Veränderung. Dabei lassen sich trans/queere Zeitlichkeiten ausmachen, da dominante Ideen von Alter und Zeitlichkeit nicht greifen. Welche körperlichen Veränderungen möglich sein werden, hängt auch von zukünftigen rechtlichen Bestimmungen ab. Die Dystopien, die einige Interviewpartner_innen formulieren, deuten darauf hin, dass sie die Gegenwart und die bisherigen Errungenschaften als prekär und unsicher empfinden.

7.3 Ist die Zukunft nicht-binär?

In meiner Studie zeichnet sich ab, dass sich nicht-binäre Aktivist_innen immer stärker organisieren. In vielen Interviews positionierten sich meine Gesprächspartner_innen, ohne dass ich danach gefragt hatte, als binär oder nicht-binär trans. Deutlich wurde, dass diese Trennung – binär trans versus nicht-binär trans – in den trans Räumen, auf die sich meine Forschungspartner_innen bezogen, sehr wichtig ist. Zugleich erlebten viele sie als fluide und die beiden Kategorien als Kontinuum.

Mio denkt, dass sich trans Räume entlang von Identitäten weiter ausdifferenzieren werden. In der Großstadt, in der Mio wohnt, gebe es schon heute »eine starke eigene nicht-binäre Gruppe und dann eine trans weibliche und eine trans männliche Gruppe«. Die Landesverbände seien jedoch dominiert von »klassischen Selbsthilfegruppen«: »sehr binär organisiert, mit einem hohen Altersdurchschnitt«. Diese in meinem Forschungsfeld typische Gegenüberstellung – von trans Selbsthilfe (älter und binär) einerseits, jüngerem nicht-binärem Aktivismus andererseits – verortet trans Selbsthilfe und

binären trans Aktivismus in der Vergangenheit und nicht-binären Aktivismus in der Zukunft. Dies zeigt auch der T-Shirt-Slogan »The future is non-binary«. Mio erhofft sich, dass es spätestens in zehn Jahren einen dritten Geschlechtseintrag gibt; dieser würde sehr viel verändern: »Es wäre eine Revolution mit mehreren Aspekten.«

Auch Madeleine setzt Hoffnungen in das neue Personenstandsgesetz (PStG, Dritte Option) und in die Reform des Transsexuellengesetzes (TSG). Sie wünscht sich, dass »diese ganzen juristischen Fragen vereinfacht werden« und die psychologischen Gutachten abgeschafft würden. Die aktuelle Situation erlebt Madeleine als Fremdbestimmung. Selbstfindung, so erklärt sie, sei wichtig, damit

»sich Leute als Gruppen finden. Bis vor ein paar Jahren war es nicht der Fall, dass trans Leute dagegenhalten. Das war nur der Weg von einem Geschlecht zum Wunschgeschlecht. Was dazwischen war, das wurde ganz schnell absolviert: »Vergangenheit ist weg, jetzt bin ich ein völlig neuer Mensch.««

Madeleine plädiert dafür, auch die Chancen zu sehen, die ein Dazwischen mit sich bringt; es sei »eine Bereicherung der Kultur«. Sie ergänzt: »Wir können schon einiges beitragen. Aber zunächst müssen Leute ihre Stärke begreifen und sich dementsprechend organisieren.«

Viele Interviewpartner_innen nennen als Aufgabe für die Zukunft, nicht-binäre Perspektiven stärker in die Öffentlichkeit zu bringen. Sophie fragt sich, wie man Binarität zerstören könne. Mittlerweile gebe es eine Akzeptanz für trans Männer und trans Frauen, die größte Aufgabe in den kommenden Jahrzehnten sei es, zu vermitteln, dass es nicht-binäre Lebensweisen gebe, dass man sich als weder männlich noch weiblich verorten könne. Entscheidend ist für Sophie folgende Frage: »Wie fordern wir unsere Existenz in der Gesellschaft ein, ohne uns gleichzeitig den Regeln der jetzt vorherrschenden Gesellschaft unterzuordnen?« Sie führt aus:

»Ja, wir haben eine höhere Akzeptanz von trans Menschen, aber nur solange sie diesem Klischee von männlich und weiblich entsprechen. Sobald man aus diesem Klischee ausbricht und sich als trans Person non-binär verortet oder eine maskuline trans Frau ist oder ein femininer trans Mann oder ein Ballett tanzender trans Mann, bricht diese Akzeptanz schnell weg.«

Sophie sieht es als wichtige zukünftige Aufgabe an, Transnormativität entgegenzutreten und auf die Vielfalt von trans Lebensentwürfen und Perspektiven aufmerksam zu machen. Eine gewisse Akzeptanz für trans Personen, die den

Geschlechterbildern des Mainstreams entsprächen, sei inzwischen erreicht; für Personen, die von der trans Norm abwichen, gelte dies nicht.

Die Gespräche mit meinen Forschungspartner_innen lassen darauf schließen, dass sich trans und nicht-binäre Aktivist_innen in Zukunft stärker der Frage zuwenden werden, wie transnormativen und binären Vorstellungen entgegengetreten werden kann. Dabei zeichnet sich wie gesagt folgende Gegenüberstellung ab: Binär wird gerne als eine Praktik der Vergangenheit, nicht-binär als die Zukunft dargestellt. Im Kontext des nicht-binären Aktivismus sind englischsprachige Begriffe vergleichsweise präsent, so wird beispielsweise von Self-Care oder Empowerment gesprochen – statt von Selbsthilfe, obwohl in den Gruppen ganz Ähnliches passiert. Dies deutet auf eine Dominanz jüngerer und akademischer Personen in nicht-binären Gruppen hin. Auch trans NGOs wie *Trans-Hilfe* grenzen sich von Selbsthilfegruppen ab, indem sie diesen vorwerfen, zu sehr in der eigenen persönlichen Geschichte gefangen zu sein. Nicht-binäre Bewegungen werden als sehr dynamisch charakterisiert, als in Bewegung und als Räume, in denen Neues geschaffen wird; binären trans Räumen wird hingegen Trägheit oder Stillstand zugeschrieben. Dieser Stillstand spiegelt sich mit dem Stillstand, was trans rechtliche Veränderungen angeht, zum Beispiel die ausbleibende Reform des TSG.

Der Kulturanthropologe David Valentine (2007) setzt sich in seiner Ethnographie »Imagining Transgender« kritisch mit der Institutionalisierung der Kategorie Transgender in den USA auseinander. Aktivist_innen wie Forscher_innen, so Valentine, plädierten dafür, Transgeschlechtlichkeit als getrennt von Sexualität zu betrachten. Gender-nicht-konforme Personen, die ihre Geschlechtsidentität als nicht getrennt von ihrer Sexualität verstehen, würden als altmodisch porträtiert, ihnen werde ein falsches Bewusstsein unterstellt (Valentine 2007: 17). Oft handle es sich dabei um Personen, die von Rassismus und Klassismus betroffen seien; deren komplexe geschlechtliche Verortungen würden unsichtbar gemacht (ebd.). Aktuell scheinen trans Personen, die sich als binär verorten, von einer ähnlichen Abwertung betroffen; auch sie werden als altmodisch dargestellt und der Vergangenheit zugeordnet. Wird die Kategorie Transgender heute von der Kategorie nicht-binär/non-binary abgelöst? Welche komplexen geschlechtlichen Ver-

ortungen macht die Unterscheidung zwischen nicht-binär und binär trans unsichtbar?¹⁷

7.4 Zusammenfassung

Dieses Kapitel war Sorge-Praktiken gewidmet, die sich mit Fragen des Zukünftigen befassen oder die gemeinsame Arbeit an einer sorgenden Zukunft ins Zentrum stellen. Die Trans Studies Theoretiker_innen Jian Neo Chen und micha cárdenas betonen, dass trans Zukünfte überraschend und unvorhersehbar sind:

»Perhaps trans futures, instead of looking like pink neon, bluegray steel, and shining glass, look like bone and blood, like impure ecologies of mixing and contamination, like reimagining kinship to include beings with manufactured bodies, like clones and robots.« (Chen/Cárdenas 2019: 375)

Auch in meiner Studie wurde eine unvorhersehbare Dynamik von nicht-binären/trans/gender-nicht-konformen Praktiken des Zukünftigen und von Auseinandersetzungen mit Zukunft deutlich. Wie imaginieren meine Forschungspartner_innen Zukunft, und welche Sorgepraktiken entwickeln sie?

Trainer_in und Supervisor_in Jay nutzt die kollektive und individuelle Arbeit an der Zukunft, um mehr Raum für Für_Sorge zu schaffen. Jay verfolgt die Vision eines Care-Ortes und einer Zukunft, in der Care mehr Zeit und Raum eingeräumt wird, und sucht Mitstreiter_innen, um gemeinsam an dieser Vision zu arbeiten. Sich Zeit zu nehmen, um andere Formen der nachhaltigen Selbstsorge und kollektiven Fürsorge zu erproben und zu etablieren – »making time for care« (de la Bellacasa 2015) –, ist dabei zentral. In der sorgenden Zukunft, die Jay imaginiert und ansteuert, wird Care als wichtige Arbeit anerkannt.

Anderen fällt es schwer, über die eigene und kollektive Zukunft nachzudenken. Unsicherheiten in der Gegenwart scheinen den Blick in die Zukunft zu verstellen; der Mangel an ökonomischen Ressourcen verhindert offenbar,

17 Jules Támas Fütty (2019) weist darauf hin, dass Abgrenzungen in trans Räumen, in denen die eine Identität gleichsam auch als »progressiver« gilt, eine lange Tradition haben und sich schon bei transsexuell versus transgender ähnlich zugetragen hat.

weit in die Zukunft denken zu können (Appadurai 2004). Nina und Sophie geben außerdem zu verstehen, dass eine körperliche Transitionserfahrung mit neuen Erfahrungen von Zeitlichkeit, die quer liegen zu heteronormativen Lebenslaufmodellen, einhergehen kann. Zukünftige rechtliche und gesellschaftliche Entwicklungen haben massive Auswirkungen auf die Lebensmöglichkeiten meiner Forschungspartner_innen; bestehende Errungenschaften werden von einigen als prekär erlebt.

Viele trans und nicht-binäre Personen, die ich interviewte, nehmen die Zukunft als unsicher wahr, sei es aufgrund eigener ökonomischer Unsicherheit, sei es wegen möglicher politischer Veränderungen oder sei es angesichts der Offenheit der Richtung der persönlichen körperlichen Transformation. Hil Malatino hebt die Notwendigkeit von trans Care-Praktiken, die auf den gegenwärtigen Moment gerichtet sind, hervor und entwickelt die Idee der Trans-for-Trans-Liebe »t4t« (Malatino 2019: 652). Diese sei radikal schwierig und radikal transformativ zugleich, schwierig aufgrund der großen Bandbreite an trans Perspektiven (ebd.). Zentral sei die Frage, wie trans Personen lernen könnten, sich gegenseitig zu lieben (ebd.). Malatino nennt als Weg, sich von cis-normativen Weisen, trans Körper und Lebensweisen zu interpretieren (als Scheitern, unauthentisch, fake), zu lösen und so Selbstliebe, Selbstsorge und Selbstrespekt zu entwickeln. Dieser Weg folge nicht der individualisierenden Logik eines Zukunftsstrebens, das nur auf die eigene Person fokussiert ist (ebd.: 654). Malatino schreibt: »The hope is that, in community with one another, insulated – however temporarily – from cissexist modes of perception, some significant healing might be possible« (ebd.).

Während trans/nicht-binäre/queere Perspektiven normative Vorstellungen von Zukunft und Zeit infrage stellen, werden in aktivistischen Räumen aber auch neue Normen geschaffen. Dazu zählt die Gegenüberstellung von binärem und nicht-binärem trans Aktivismus, wobei ersterer in die Vergangenheit, letzterer in die Zukunft projiziert wird. Mit dieser Brille betrachtet, bauen nicht-binäre Aktivist_innen Fürsorge-Räume auf, die neu und ungewohnt sind und in denen dynamisch neue Netzwerke gesponnen werden, während Selbsthilfegruppen zu Care-Räumen der Vergangenheit für jene werden, die Hilfe brauchen und in einem altmodischen Bild von Geschlecht gefangen sind. Ich frage mich allerdings, ob die vorgeblich neuen Sorge-Praktiken, die in nicht-binären Empowerment-Gruppen und Cafés Anwendung finden, tatsächlich so neu und anders sind. Jedenfalls dürften auch angesichts dieser Trennung und Zuschreibung Praktiken der

Sorge vonnöten sein, um in der Zukunft Räume gegenseitiger trans Sorge aufzubauen.

Trans und nicht-binäre Aktivist_innen entwickeln Praktiken der Sorge, die auf eine Trans_formation des Selbst, der Beziehungsweisen und der Gesellschaft abzielen. Sich gemeinsam über Zukünfte Gedanken zu machen, die anders sind als die Gegenwart, bedeutet, Samen individueller und gesamtgesellschaftlicher Transformationen zu säen, die über Fragen geschlechtlicher Vielfalt hinausgehen.